


Julia SAISON

Weihnachtsträume

A romantic couple is shown in a close embrace, smiling at each other. The woman is wearing a dark purple velvet dress. They are in a cozy room with a Christmas tree in the background, decorated with lights, ornaments, and candles. Several wrapped gifts are visible at the base of the tree. The overall atmosphere is warm and festive.

Wie ein Weihnachtswunder
Die Geliebte des Millionärs
Rendezvous im Winter

3 ROMANE

Grace Green, Lee Wilkinson, Helen Brooks
JULIA SAISON BAND 22

IMPRESSUM

JULIA SAISON erscheint in der Harlequin Enterprises GmbH

CORA
Verlag

Redaktion und Verlag:
Postfach 301161, 20304 Hamburg
Telefon: 040/60 09 09-361
Fax: 040/60 09 09-469
E-Mail: info@cora.de

Geschäftsführung: Thomas Beckmann
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)
Produktion: Christel Borges
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe JULIA SAISON
Band 22 - 2014 by Harlequin Enterprises GmbH, Hamburg

© 1997 by Grace Green
Originaltitel: „A Miracle for Christmas“
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London
in der Reihe:
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Elke Schuller-Wannagat
Deutsche Erstausgabe 1998 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,
in der Reihe JULIA, Band 1325

© 2003 by Lee Wilkinson
Originaltitel: „The Tycoon's Trophy Mistress“
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London
in der Reihe:
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Claudia Stevens
Deutsche Erstausgabe 2004 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,
in der Reihe JULIA EXTRA, Band 232

© 2007 by Helen Brooks
Originaltitel: „His Christmas Bride“
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London
in der Reihe:
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.
Übersetzung: Alexa Christ
Deutsche Erstausgabe 2008 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,
in der Reihe JULIA, Band 1845

Fotos: Alfred Saerchinger / corbis, alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 11/2014 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](http://www.ggp-media.de), Pößneck

ISBN 9783733705473

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, ROMANA, HISTORICAL, MYSTERY, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf Facebook.

GRACE GREEN

Wie ein Weihnachtswunder

Ach, du lieber Himmel! Weihnachtsfan Stephanie bleibt unterwegs zum Familienfest mit ihrem Auto im Schneegestöber stecken! Da entdeckt sie ein Licht in einem einsamen Berghaus. Ein Mann, groß, dunkelhaarig, überwältigend attraktiv, öffnet ihr – und empfängt sie derart finster, dass sie am liebsten Reißaus nehmen würde ...

LEE WILKINSON

Die Geliebte des Millionärs

Liegt es an den weiß glitzernden Flocken, die sich wie ein Brautschleier auf die Straßen im vorweihnachtlichen New York legen? Oder wieso gerät Charlotte so ins Träumen, als Daniel Wolfe ihr die traumhaft geschmückte Stadt zeigt? Ihr Boss weckt Gefühle in ihr, die sie keinesfalls zulassen kann. Denn Daniel ist der Mann, der den Tod ihres Bruders zu verantworten hat!

HELEN BROOKS

Rendezvous im Winter

Zak Hamilton, sexy Unternehmer aus London und begehrter Playboy, hat die Leidenschaft gepackt. Schon seit ihrer ersten Begegnung weiß er: Er will Blossom nicht nur für eine Affäre – spätestens Heiligabend heiratet er sie! Leider hat sich die hübsche Modefotografin für die Zukunft eines geschworen: von Männern wie ihm die Finger zu lassen!



Grace Green

Wie ein Weihnachtswunder

1. KAPITEL

Damian McAllister fluchte leise und blickte mit funkelnden Augen zu dem Spielzeuggeschäft auf der anderen Straßenseite genau gegenüber von seinem Büro. Diese verdammte Neonschrift im Schaufenster! Seit Ende November blinkte sie dort drüben und trieb ihn fast zum Wahnsinn mit der Botschaft: „Frohe Weihnachten Ihnen und Ihren Lieben“.

Ich halte das nicht eine einzige Minute länger aus, dachte er und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch.

Dann stand Damian auf, wobei er leicht schwankte. „Mrs Sutton!“, rief er.

Marjorie Sutton, die Chefsekretärin der „McAllister-Architekten-Gruppe“, legte seufzend den Schmalzkringel weg, den sie gerade in den Kaffee hatte tunken wollen, und ging in das angrenzende Büro.

Ihr fiel sofort auf, dass die blauen Augen ihres Chefs wütend blitzten und sein schwarzes Haar zerzaust aussah. Trotzdem wünschte sie sich – wie sie es beunruhigend oft tat, wenn man bedachte, dass sie glücklich verheiratet war –, sie wäre entweder dreißig Jahre jünger oder ihr Boss kein so vollkommener Traummann.

„Sie wünschen, Sir?“ Ihr Tonfall klang beiläufig.

Damian McAllister blickte sie finster an. „Streichen Sie alle Termine bis Neujahr. Ich fahre nämlich früher als geplant in mein Landhaus in Vermont.“ Obwohl er mit dem Rücken zum Fenster stand, hätte er schwören können, dass er den Widerschein der Neonschrift auf der Wand flackern sah.

„Fühlen Sie sich nicht gut, Mr McAllister? Sie sind blass.“

„Vermutlich werde ich krank“, erklärte er. „Wahrscheinlich hat mich die Grippe erwischt, die gerade grassiert.“ Er lockerte die graue Krawatte und öffnete den Kragenknopf.

„Und was ist mit der Party am Freitagabend?“, fragte Mrs Sutton.

„Party?“, wiederholte Damian.

„Die Cocktailparty bei Anthony Gould zur Feier seiner Verlobung. Die Einladung kam schon vor einem Monat, und Sie haben zugesagt, wie Sie sich vielleicht erinnern.“

Ja, vor einem Monat hatte er sich noch eingeredet, dass es dieses Jahr anders wäre, dass er diesmal kein Feigling sein und nicht vor Weihnachten sozusagen davonlaufen würde ... Damian räusperte sich – und zuckte dabei zusammen, weil er das Gefühl hatte, ein Reibeisen verschluckt zu haben. Er zog die Schreibtischschublade auf, suchte darin herum, bis er Hustenbonbons fand, und schob sich eins in den Mund.

„Sagen Sie ab, Mrs Sutton“, forderte Damian seine Sekretärin heiser auf. „Mir ist überhaupt nicht danach zumute, mit anzusehen, wie Bostons begehrtester Junggeselle mit seiner neuesten Eroberung prahlt, und ...“

„Aber Mr McAllister!“, warf Mrs Sutton ein.

Unbeeindruckt von ihrem tadelnden Tonfall, sah er sie an. Seine Augen trännten plötzlich, weil er spürte, dass er gleich niesen musste. „Rufen Sie Mr Gould an“, befahl er Mrs Sutton und nahm das Papiertaschentuch, das sie ihm zuvorkommend reichte. „Und sagen Sie ab.“

„Ja, gut. Wäre ...“ Sie wartete, während Damian so heftig nieste, dass ein Bauplan auf dem Schreibtisch flatterte. „Wäre das alles, Sir?“

Damian nahm sein Jackett von der Lehne des Schreibtischsessels und zog es an. Dann ging er zur Tür und öffnete sie Mrs Sutton.

„Alles andere lege ich in Ihre fähigen Hände“, sagte Damian.

Mrs Sutton ging an ihm vorbei ins Vorzimmer, setzte sich aber nicht gleich hinter den Schreibtisch, sondern blieb wartend danebenstehen.

Damian biss die Zähne zusammen. Was war denn noch? Sollte er ihr vielleicht frohe Weihnachten wünschen? Er wollte „Fröhliche Weihnachten“, sagen, aber die Worte blieben ihm sozusagen in der Kehle stecken. Halblaut sagte er etwas Unverständliches. Das kann Mrs Sutton ja so auffassen, wie sie möchte, dachte er verzweifelt und verließ fluchtartig das Büro.

Während er aus der Tiefgarage auf die Straße fuhr, wandte er bewusst den Blick von dem Spielzeugladen namens „Paradies der Kuscheltiere“ ab. Was für ein ausgefallener Name! dachte Damian. Das rot-grüne Funkeln des Neonzeichens verfolgte ihn förmlich, und aus dem Auto neben seinem ertönte das Lied „Oh du fröhliche“.

Von Unbehagen erfüllt, biss sich Stephanie Redford auf die Lippe und sah sich suchend unter den festlich angezogenen Partygästen um. Wo war Tony? Sie musste sofort mit ihm sprechen. Was die Whitneys ihr gerade eben erzählt hatten ... das konnte doch nur ein dummer Irrtum sein ...

Plötzlich strich ihr jemand mit den Fingerspitzen über den Rücken. Stephanie wandte sich so rasch um, dass der Champagner aus dem Glas in ihrer Hand überschwappte. Da war Tony ja! Sein lockiges blondes Haar glänzte, und seine hellen Augen blickten warm und anerkennend.

„Mein Liebling.“ Tony streichelte ihr, zugleich zärtlich und besitzergreifend, den Arm. „Du bist ein uneingeschränkter Erfolg. Ich bin ungemein stolz auf dich. Und jetzt komm mit, ich möchte dich den Cabots vorstellen. Sie können es kaum erwarten, die zukünftige Mrs Anthony Gould kennenzulernen ...“

„Tony, die Whitneys haben mit gerade erzählt, du würdest ...“

„Bitte sprich etwas leiser, Liebling.“ Ein missbilligender Ausdruck erschien auf seinen klassisch ebenmäßigen

Gesichtszügen. „Paula Whitney sieht gerade zu uns her.“ Tony umfasste Stephanies Arm und führte sie in die momentan leere Diele seines Penthouses.

Zum ersten Mal seit der Umgestaltung seiner Wohnung gab er hier eine Party und wollte nicht – wie Stephanie wusste –, dass irgendetwas die festliche Stimmung verdarb.

„Und jetzt, mein Schatz“, sagte er und lächelte, aber das Lächeln erreichte seine Augen nicht, „erzähl mir, was dich beunruhigt.“

Stephanie stellte das Champagnerglas auf einem französischen Rokokotisch ab und atmete tief durch.

„Die Whitneys“, begann sie, „haben mir gerade eben mitgeteilt, sie würden sich sehr darüber freuen, dass wir beide ihre Einladung angenommen haben, Weihnachten mit ihnen gemeinsam in Aspen zu verbringen.“

„Du wirst begeistert sein, Liebling. Sie besitzen eine Skihütte, die wie ein schweizerisches Chalet ...“

„Tony“, unterbrach sie ihn, „wir haben schon vor einigen Wochen beschlossen, dass wir die Feiertage in Rockfield mit meiner Familie verbringen. Wir Redfords feiern immer gemeinsam Weihnachten. Das ist bei uns Tradition.“

Tony umfasste ihre linke Hand und blickte nachdenklich auf den Saphirring an ihrem Ringfinger, bevor er antwortete.

„Stephanie, wir heiraten bald. Dann bist du eine Gould, und wir werden unsere eigenen Traditionen einführen. Du wirst dich in ganz anderen Kreisen als bisher bewegen, nämlich meinen Kreisen. Meine Freunde mögen dich, Liebling.“

Stephanie befreite die Finger aus seinem Griff. Obwohl es im Penthouse angenehm warm war, schien ihr die Luft plötzlich frostig geworden zu sein. „Du hast es mir versprochen, Tony“, sagte Stephanie. „Meine Eltern freuen sich schon darauf, dich kennenzulernen und ...“

„Liebling!“ Tony sah sie schmeichelnd an. „Ich hatte bisher angenommen, die Whitneys würden dieses Jahr zu Weihnachten ins Ausland fahren, aber irgendwie hat das nicht geklappt, deshalb haben sie ihre Freunde zum Skifahren nach Aspen eingeladen, und das wird ganz großartig, weil ...“

„Ich will nicht nach Aspen fahren.“ Unverwandt sah Stephanie Tony an. „Sondern nach Hause.“

Die bisher nur schwelende Spannung zwischen ihnen flackerte sozusagen mit einem Mal hell auf, und Stephanie war erschüttert. Tony spürte die Spannung offensichtlich ebenfalls. Plötzlich sah er argwöhnisch aus, und an seinem Hals zuckte ein winziger Nerv.

Unvermittelt lächelte Tony und umarmte Stephanie. „Ach, Schatz“, sagte er reuig, „haben wir etwa unseren ersten Streit?“ Er ließ ihr keine Gelegenheit, zu antworten, sondern presste sie an sich und küsste sie.

Stephanie leistete kurz Widerstand, dann seufzte sie leise und gab nach. Sie liebte Tony doch. Es war angenehm, seinen Körper an ihrem zu spüren und leidenschaftlich geküsst zu werden. Ihre Anspannung ließ nach.

Tony liebt mich ebenso sehr wie ich ihn, und er hat mir geschworen, sein Leben der Aufgabe zu widmen, mich glücklich zu machen, sagte Stephanie sich. Er würde sie jetzt nicht enttäuschen, nicht in einer so wichtigen Angelegenheit.

Sie lächelte ihn zärtlich an. „Wir fahren also nach Rockfield?“, fragte sie sanft.

Unvermittelt ließ er sie los. „Stephanie.“ Man merkte ihm deutlich an, wie gereizt er war. „Hast du mir nicht zugehört? Wir fahren nach Aspen. Du weißt doch, wie wichtig die Whitneys für mich sind. Sie waren meine ersten Klienten, nachdem ich meine Anwaltspraxis eröffnet hatte, und sie sind immer noch meine wichtigsten Klienten.“

„Du verstehst nicht, worum es mir geht, Tony.“ Zitterig fuhr sich Stephanie durchs lange dunkelbraune Haar. „Versprochen ist versprochen. Du musst den Whitneys sagen, dass wir beide schon andere Pläne gemacht haben. Das verstehen sie sicher. Mir kamen sie nämlich sehr nett vor.“

„Um eins völlig klarzustellen: Ich fahre nach Aspen. Du hast die Wahl. Entweder verbringst du Weihnachten mit deiner Familie in Vermont oder mit mir in Colorado.“

Ungläubig sah Stephanie ihn an. „Lässt du mir die Wahl, oder stellst du mir ein Ultimatum?“

Tony zuckte die Schultern. „Wenn du es so auffassen willst, bitte.“

Wie konnte sie es denn sonst auffassen? Tony glaubte vielleicht, er würde ihr die Wahl lassen, aber er irrte sich. Sie, Stephanie, hatte ihren Eltern versprochen, an den Feiertagen nach Hause zu kommen.

Mit bebenden Fingern streifte sie den Verlobungsring ab und hielt ihn Tony hin. Er blickte starr darauf. Offensichtlich war er völlig erstaunt.

Wahrscheinlich ist es das erste Mal, dass jemand nein zu Anthony Howard Gould sagt, dachte Stephanie und versuchte, ihre wachsende Niedergeschlagenheit im Zaum zu halten.

Der Ring klirrte leise, als sie ihn auf den Tisch fallen ließ. „Dann hole ich jetzt meine Sachen“, sagte Stephanie.

„Du machst einen Fehler, Stephanie. Tu mir das nicht an.“ Tonys Stimme klang drängend. „Was soll ich denn den Whitneys sagen? Was soll ich ...“

Stephanie eilte an ihm vorbei in sein Schlafzimmer, dankbar dafür, dass sie die aufsteigenden Tränen noch unterdrücken konnte. Sie hoffte, sie würde es weiterhin schaffen, bis sie in ihrem Auto saß.

Ihre Stofftasche lag halb offen auf dem Bett, ein Stück schwarze Spitze sah daraus hervor ... von dem hauchdünnen, sündhaft teuren schwarzen Negligé, das sie, Stephanie, später am Abend hatte anziehen wollen, wenn sie und Tony zum ersten Mal ...

Heftig zog sie den Reißverschluss der Tasche zu. Dann zog sie sich den wadenlangen roten Mantel an, hängte die Tasche über die Schulter und eilte zurück in die Diele.

Stephanie wurde schwer ums Herz, als sie Tony noch an derselben Stelle stehen sah. Er war sehr blass. Einen Moment lang wurde sie unsicher. Sie presste die Lippen zusammen und zog den Mantel fester um sich, wie um sich zu schützen. War ihr Entschluss falsch?

Nein! Wenn Tony nicht an Versprechen glaubte, dann gab es für sie beide keine gemeinsame Zukunft.

Er hatte eine Seite seines Charakters enthüllt, die Stephanie bisher nicht bemerkt hatte. Eine Seite, die ihr nicht gefiel. Sicher ist die schon immer vorhanden gewesen, aber ich war ja blind vor Liebe, dachte sie. Dann gestand sie sich ehrlich ein, dass sie ebenso geblendet gewesen war von der Begeisterung, dass einer der begehrtesten Junggesellen Bostons sich um sie bemüht hatte.

Es war dumm von mir, mich mit einem Mitglied der „oberen Zehntausend“ einzulassen, tadelte sie sich bitter und schüttelte den Kopf. Das war ein Fehler gewesen, den sie niemals wieder machen würde.

Der weiche Teppich dämpfte das Geräusch ihrer Schritte, als sie zum Lift eilte. Sie hörte nur das dumpfe Pochen ihres Herzens. Nachdem sie den Lift betreten hatte, sah sie noch einmal flüchtig in die Diele. Tony stand nicht mehr dort. Er hat nicht mal gewartet, bis ich weg bin, sondern ist schon wieder zu seinen Gästen gegangen, dachte Stephanie niedergeschlagen.

„Tony Gould ist ein Schuft“, sagte Janey, mit der Stephanie die Wohnung teilte, und setzte sich auf Stephanies Bett. Sie sah zu, wie Stephanie hübsch verpackte Plüschtiere in eine riesige Plastiktüte stopfte. „Er fährt also tatsächlich nach Aspen. Hoffentlich bricht er sich beim Skilaufen ein Bein.“

Stephanie erwiderte nichts auf diese hartherzigen Bemerkungen. „Geschafft“, sagte sie triumphierend, nachdem sie eine gut halbmetergroße Plüschgiraffe in der Tüte verstaut hatte.

„Tony ist nicht einfach nur ein Mistkerl“, fügte Janey hinzu, und ihre grauen Augen blickten verächtlich. „Er muss völlig den Verstand verloren haben. Glaubt er etwa, er findet noch mal eine Frau wie dich? Im Leben nicht. Und jetzt spreche ich nicht nur von deinem Aussehen, obwohl du so attraktiv bist, dass du Filmstar werden könntest. Du bist außerdem einer der nettesten Menschen, die ich kenne.“

Stephanie band die Plastiktüte mit einem Stück Schnur zu und stellte sie zu den drei anderen neben die Tür. Dann wandte Stephanie sich Janey zu und sagte energisch: „Ich möchte nicht mehr über Tony sprechen.“

„Na schön. Aber er wollte dich doch in seinem Jaguar nach Rockfield bringen, und jetzt musst du mit deinem alten Lieferwagen fahren, der, wie du genau weißt, alles andere als verlässlich ist. Der Motor stottert und ...“

„Ich bitte meinen Vater, sich den Wagen anzusehen, wenn ich zu Hause bin.“

„Du solltest den Wagen überprüfen lassen, bevor du losfährst, Stephanie.“

„Das kann ich mir momentan nicht leisten.“

„Klar, du hast ja dein Konto geplündert, um dir die Louis-Féraud-Bluse für Tonys Party zu kaufen.“ Janey seufzte. „Du hast in der falschen Liga zu spielen versucht, Schätzchen, und ...“

„Janey!“ Stephanies Stimme klang warnend.

Janey sah finster drein. „Ich mach’ mir doch nur Sorgen, dass du irgendwo unterwegs stecken bleibst, und das ist bei dem Schnee und Eis kein Vergnügen. Warum fährst du nicht mit dem Bus nach Hause?“

„Kannst du dir vorstellen, wie ich all die Taschen und Tüten in einen Bus mitnehme?“

„Lass die Spielsachen hier. Den Kindern macht das sicher nichts aus.“

„Du meinst, es würde meinen Neffen und Nichten nichts ausmachen, wenn sie diesmal keine Kuscheltiere bekämen? Du irrst dich, Janey. Meine selbst gemachten Plüschtiere sind für sie der Höhepunkt des Festes.“ Stephanie wischte sich die Hände an der cremefarbenen Hose ab. „Würdest du jetzt aufhören zu nörgeln und mir stattdessen helfen, die Tüten zum Wagen zu tragen? Ich möchte mich nämlich auf den Weg machen.“ Sie ging zum Frisiertisch, wobei sie blinzelte, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken, und setzte sich die rote Mütze mit dem weißen Rand verwegen schief auf. Das sah flott aus, aber sie fühlte sich genau das Gegenteil, nämlich traurig und verletzt.

Dann rang sie sich ein strahlendes Lächeln ab.

„Okay, ich bin bereit“, sagte sie und zog den roten Mantel an.

Janey stand vom Bett auf, und das taillenlange flammend rote Haar umgab sie wie ein Schleier. „Hast du deine Eltern angerufen?“, fragte sie. „Wissen sie, dass du einen Tag früher als geplant nach Hause fährst?“

„Nein ... ach, verflucht, wie bist du denn da unten hingeraten?“ Stephanie bückte sich und hob einen Teddybären auf, der unter den Schaukelstuhl gerutscht war. Der Teddy war – wie sie fand – ihr bestes Werk: aus nussbraunem Plüsch, weich und kuschelig, mit Glasaugen und einem fast lebensechten Ausdruck. Sie öffnete die Reisetasche und legte den Teddy oben auf ihre Sachen. Als

sie die Tasche schließen wollte, tauchte der Kopf des Bären wieder auf, weil nicht genug Platz war. Der Teddy sah aus, als wollte er sagen: Ich brauche Luft! Unwillkürlich lächelte Stephanie und befestigte die Verschlüsse, so gut es ging.

„Stephanie, was ist nun mit deinen Eltern?“

„Ich habe sie nicht informiert, dass ich früher komme. Wenn sie wüssten, dass ich allein fahre, würden sie sich nur Sorgen machen.“

„Und was ist mit deinem ‚Paradies der Kuscheltiere‘?“

„Meine Assistentin Joyce kümmert sich um den Laden, und ihre Tochter Gina hilft ihr. Gina erwartet im Juni ein Baby. Sie und ihr Freund sparen für die Hochzeit, deshalb kommt ihr das Extrageld gelegen.“

„Du scheinst ja alles gut im Griff zu haben.“ Janey nahm zwei der orangefarbenen Plastiktüten und ging in den Flur. „Wie lange bist du voraussichtlich unterwegs?“, fragte sie Stephanie, die an der Tür stand und einen letzten prüfenden Blick ins Zimmer warf.

„Vier bis fünf Stunden“, antwortete Stephanie und folgte, die anderen Taschen tragend, ihrer Freundin in die Eingangshalle des dreistöckigen Hauses. „Zwei Tage vor Weihnachten herrscht sicher schon dichter Verkehr, aber da es in den letzten Tagen nicht geschneit hat, müssten die Straßen ansonsten frei sein. Also erreiche ich Rockfield noch vor Einbruch der Dunkelheit – mit ein bisschen Glück.“

Das Wetter war noch gut, als Stephanie Boston verließ, doch in Montpellier, wo sie tankte, hatte sich der Himmel mit drohend dunkelgrauen Wolken bezogen.

„Heut’ wird es früh dunkel“, meinte der Tankwart und blickte zum Himmel. „Außerdem ist ein heftiger Sturm angekündigt. Haben Sie’s noch weit?“

„Ich fahre nach Rockfield.“

„Ach ja? Dann passen Sie auf den schmalen Bergstraßen auf, sobald Sie die Autobahn verlassen haben. Die sind im Winter ziemlich problematisch.“

Stephanie lächelte zustimmend und nahm sich vor, tatsächlich sehr vorsichtig zu sein. Dann drehte sie den Zündschlüssel. Nichts tat sich. Nach sechs vergeblichen Versuchen, den Motor zu starten, schickte sie sich ins Unvermeidliche. Heute würde sie wahrscheinlich nicht mehr die „problematischen Bergstraßen“ zu bewältigen haben. Sie zog den Mantel enger um sich, stieg sie aus und ging zur Werkstatt der Tankstelle. Es war so kalt, dass ihr die Luft in der Nase prickelte.

Ein Mechaniker begleitete Stephanie zu ihrem Auto zurück und inspizierte den Motor. „Klar können wir das reparieren“, sagte der Mechaniker dann. „Aber wir haben erst später Zeit dafür. Nach neun Uhr abends können Sie den Wagen haben.“

Ach, du lieber Himmel, wie soll ich mir bis dahin die Zeit vertreiben? fragte Stephanie sich.

Der Mechaniker beschrieb ihr den Weg zu einem nahe gelegenen Einkaufszentrum, wo sie einige Stunden ziellos herumbummelte, dann einen Hamburger aß und mehrere Tassen Kaffee trank, bevor sie in ein Kino ging. Als sie es um Viertel vor neun verließ, wehte durch die Straßen ein eisigkalter Wind, der nach Schnee roch. Rasch ging Stephanie zur Tankstelle zurück.

Die Reparatur war ausgeführt worden und kostete einen ziemlich hohen Betrag, den sie mittels Kreditkarte beglich. Wenn die Abrechnung kommt, habe ich sicher wieder Geld auf dem Konto, dachte Stephanie wenig später und bog auf die Autobahn ab. Wenigstens war der Wagen jetzt wieder verlässlich.

Der Schneesturm brach erst mit voller Wucht herein, nachdem Stephanie die Autobahn verlassen hatte. Sie fuhr gerade über eine Brücke, als plötzlich der Schnee so dicht herunterwirbelte, dass sie sekundenlang überhaupt nichts mehr sah. Rasch schaltete sie den Scheibenwischer ein.

Ach, du lieber Himmel! Sie verlangsamte das Tempo und blickte angestrengt in das dichte Schneetreiben. Worauf hatte sie sich da bloß eingelassen? Wenn doch nur Tony bei ihr wäre ...

Oh nein! Den Gedanken konnte sie streichen. Anthony Howard Gould war ein Schwindler, bei ihm war alles nur schöner Schein, einen guten Charakter hatte er nicht. Ich brauche Tony so dringend wie ein Loch im Kopf, dachte sie sarkastisch.

Nach einer Stunde wurde Stephanie klar, dass sie irgendwo falsch abgebogen sein musste, weil sie sich bei dem Schneesturm nicht richtig hatte orientieren können. Sie hätte nämlich inzwischen schon den sanft ansteigenden Berghang hinauffahren müssen, der nach Rockfield führte, und nicht bergab Richtung ... ja, wohin eigentlich?

Erschrocken bemerkte sie, dass die Neigung gefährlich steil wurde. Stephanie bremste, aber der Wagen beschleunigte immer mehr. Verdammt! Warum wurde das Auto nicht langsamer?

Von Panik erfüllt, trat sie aufs Bremspedal, und der Wagen geriet ins Schleudern. Krampfhaft umklammerte Stephanie das Steuer und versuchte verzweifelt, in der Dunkelheit und in dem Schneegestöber etwas zu erkennen.

Die Schneewehe bemerkte sie erst, als sie mitten darin steckte.

Damian McAllister stöhnte und barg das unrasierte Gesicht verzweifelt im Kissen.

„Verschwindet!“ Seine Stimme klang heiser. „Um Himmels willen, geht weg und lasst mich allein ...“

Es wurde weiterhin unbarmherzig geklingelt und an die Haustür geklopft – laut, hartnäckig und fordernd. Die Türglocke klang so schrill, dass sie selbst Tote aufgeweckt hätte. Und Damian wäre am liebsten tot gewesen ...

Zuerst hatte er geglaubt, der Lärm würde nur in seinem Kopf existieren als ein weiteres Symptom der Grippe, die ihn folterte, seitdem er hier war. Von Boston kommend, hatte er es gerade noch geschafft, mit weichen Knien ins Haus und in sein Schlafzimmer zu wanken.

Wahrscheinlich wird jetzt jeden Moment die Haustür eingeschlagen, dachte Damian stöhnend. Was immer der Besucher wollte, er würde offensichtlich nicht gehen, bevor er es bekommen hatte.

Dann steh lieber auf, und bring es hinter dich, sagte Damian sich.

Er brauchte mehrere Minuten, um das Bett zu verlassen, Jeans anzuziehen und den Reißverschluss zuzumachen, wobei er die ganze Zeit fluchte. Er gelangte schließlich zur Schlafzimmertür, wobei er sich an den Möbeln abstützte. Ein größeres Problem war, die Treppe zu bewältigen. Er schaffte es, nach unten zu gehen, obwohl er auf der letzten Stufe mehr als bereit war, alles aufzugeben. Wie spät war es eigentlich? Und welcher Wochentag? Er war bei Dienstag angekommen und hatte alle Lampen angelassen. Vor den Fenstern herrschte undurchdringliches Dunkel.

Damian schwankte durch die Diele und taumelte gegen die Haustür. Als er den Riegel zurückzog, klingelte es wieder, und das Geräusch ließ fast sein Trommelfell platzen.

„Moment“, sagte Damian heiser. „Nicht so ungeduldig.“

Er öffnete die Tür.

Und gleichzeitig passierte zweierlei: Erstens traf ihn ein so eisigkalter Luftzug, dass ihm der Atem stockte, und zweitens

sah Damian, dass vor der Tür eine Frau stand.

Ungläubig blickte er sie an, und sie betrachtete ihn zugleich verwundert und erschrocken. Ihr langer roter Mantel war mit Schnee bedeckt, sie trug schwarze Stiefel und eine rote Mütze mit weißem Rand.

Über die Schulter hatte sich die Frau einen Sack gehängt, einen weichen weißen Ledersack, aus dem oben ein ... tatsächlich ... ein Teddybär herausschaute.

Mit zittriger Stimme sagte die Unbekannte: „Dem Himmel sei Dank.“ Sie stellte den Sack hin. „Ich dachte schon, es wäre niemand zu Hause!“

Der Weihnachtsmann, dachte Damian wie benommen. Nein, die Weihnachtsfrau! Aber hätte sie nicht durch den Kamin ins Haus kommen müssen?

Er schauderte. Die Knie wurden ihm weich, und er musste sich am Türrahmen festhalten, um nicht umzufallen. Eisig blies ihm die Winterluft über die nackte Brust.

„Gehen Sie weg“, sagte Damian heiser. „Sie sind an der falschen Adresse. Bei mir findet Weihnachten nicht statt.“

Er wollte die Tür zumachen, aber die Unbekannte kam näher und sah ihn dabei flehend an.

„Warten Sie“, bat sie.

Er bemerkte, dass ihre Augen grün und von dichten dunklen Wimpern umrahmt waren. Die Lider waren gerötet. Vor Kälte? Oder hatte die Frau geweint?

Damian zögerte. Eine innere Stimme – die Stimme der Vernunft – versuchte, ihm etwas zuzuflüstern ...

„Dürfte ich reinkommen und kurz telefonieren?“, bat die Unbekannte. „Ich hatte einen Unfall. Mein Lieferwagen ist in einer Schneewehe stecken geblieben, gleich vor Ihrer Auffahrt, und ...“

„Sind Sie verletzt?“, fragte Damian.

„Nein, ich habe einen Schock erlitten, aber wehgetan habe ich mir nicht. Ich möchte dringend eine Werkstatt

anrufen und jemand bestellen, der meinen Wagen abschleppt. Dann sind Sie mich wieder los. Ehrlich!“

Lieferwagen? Der Weihnachtsmann – oder auch die Weihnachtsfrau – fuhr doch mit einem Rentierschlitten herum, oder? Überleg dir gut, worauf du dich einlässt, sagte die innere Stimme Damian, aber da die Unbekannte ihn so verzweifelt um Hilfe gebeten hatte, achtete er nicht auf die Warnung.

Nachgiebig seufzte er und winkte die Fremde herein.

Sie schüttelte den Schnee von den Stiefeln, nahm den Sack und kam dann erst ins Haus, umweht von einem Schwall kalter Luft und einem zarten Hauch Parfüm.

Damian schloss die Tür und folgte, leicht schwankend, der Unbekannten ins Wohnzimmer.

„Wo ist denn das Telefon?“, fragte sie.

„Dort drüben“, antwortete er heiser, schauderte wieder und verschränkte die muskulösen Arme vor der Brust. „Bitte, bedienen Sie sich.“

Sie stellte den Sack hin. Starr blickte der Teddy oben heraus, während die Fremde die Mütze abnahm und die dichten, seidigen dunkelbraunen Locken ausschüttelte. Ihre Stirn war sanft gerundet, die Nase gerade, und Grübchen zeigten sich in den Wangen.

Die junge Frau knöpfte den Mantel auf und sagte halblaut: „Wenn Sie nichts dagegen haben, ziehe ich ihn aus, sonst ist mir nachher, wenn ich wieder nach draußen gehe, schrecklich kalt.“ Obwohl Damian nicht antwortete, zog sie den Mantel aus, schüttelte den daran haftenden Schnee in den Kamin und hängte den Mantel über eine Sessellehne.

Damian bemerkte wie nebenbei, dass die Fremde einen dicken roten Pullover und eine cremeweiße, enge Hose trug, die sie in die schwarzen Stiefel gestopft hatte. Eine Hose, die den sehr attraktiven, knackigen ...

„Wo bin ich hier eigentlich?“, fragte die Frau, wandte sich um und lächelte entschuldigend. „Ich muss den Leuten vom Abschleppdienst doch die genaue Adresse mitteilen.“

Damian hatte das Gefühl, vom brennenden Fieber verzehrt zu werden, gleichzeitig hatte ihn ein Anfall von Schüttelfrost gepackt. Die Stimme der Fremden schien wie ein Echo in seinem Kopf nachzuhallen. Plötzlich wünschte Damian sich nur noch, wieder ins Bett zu gehen und sich unter der Decke zu verkriechen.

„Sie sind hier bei McAllister an der Straße nach Tarlity“, brummelte Damian. „Übrigens, ich habe die verflixte Grippe und bin nicht in der Lage, mich um Sie zu kümmern. Fühlen Sie sich wie zu Hause, bis der Abschleppwagen kommt. Rufen Sie Bob Grantham an. Er hat die einzige Autowerkstatt in der Gegend, und man kann sich auf ihn verlassen.“ Damian hob grüßend die Hand und wandte sich so rasch um, dass ihm schwindlig wurde. Dann ging er schwankend zur Treppe.

Als er es endlich bis oben geschafft hatte, hörte er die Fremde im Wohnzimmer sprechen. Anscheinend hatte sie Bob Grantham erreicht.

Damian ging in sein Schlafzimmer und machte die Tür zu. Dann taumelte er zum Bett, ließ sich hineinsinken und zog die Daunendecke über die eiskalten Schultern. Noch während er befürchtete, ihm würde niemals wieder warm werden, schlief er ein.

2. KAPITEL

„Tut mir leid, junge Frau, aber heute Abend schaffen wir es nicht mehr.“

„Sind Sie sicher, Mr Grantham? Ich bin hier, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen, im Haus eines völlig Fremden gestrandet.“ Stephanie blickte verstohlen zur Treppe und fügte leise hinzu: „Der Mann könnte ein Massenmörder sein.“

Dröhnendes Gelächter erklang aus dem Telefonhörer, und sie zuckte zusammen.

„Sie rufen doch vom Haus Mr McAllisters an, stimmt's?“

„Ja, genau.“

„Ich kenne Mr McAllister seit Jahren. Der Mann ist ein Eigenbrötler, aber genauso wenig ein Massenmörder wie ich. Das können Sie mir glauben, Miss. Also, ich schicke morgen früh jemanden vorbei. Das heißt, wenn das Wetter es erlaubt.“ Und ohne ein weiteres Wort legte Mr Grantham den Hörer auf.

Und was mache ich jetzt? fragte sich Stephanie und legte ebenfalls auf. Es gab nur eine Möglichkeit: Sie musste den mürrischen McAllister bitten, die Nacht in seinem Haus verbringen zu dürfen. Nein, nicht bitten, verbesserte sie sich. Sie würde ihm mitteilen, dass sie die Nacht hier verbringen musste.

Rasch zog sie die Stiefel aus und ging zögernd zur Treppe. Obwohl es warm im Haus war, schauderte Stephanie.

Mr Grantham hatte sich zwar für ihren Gastgeber verbürgt, aber wer garantierte ihr, dass der Mann oben tatsächlich McAllister war? Der Unbekannte konnte ja auch Mr McAllister mit einer Axt erschlagen haben und nun auf sein nächstes Opfer lauern ... Ihr Herz pochte laut.

Im oberen Stockwerk entdeckte sie vier Türen, drei davon standen offen. Sie ging auf Zehenspitzen den Flur entlang und schaute in die Zimmer. Keines sah bewohnt aus. Stephanie ging zur vierten Tür und öffnete sie vorsichtig, Zentimeter für Zentimeter.

In dem schwachen Licht, das vom Treppenabsatz her ins Zimmer fiel, erkannte Stephanie ein großes Bett mit einer Daunendecke darauf. Unter der Decke lag ein Mann, dessen schwarzes Haar sich dunkel wie ein Schatten von dem weißen Kissen abhob.

„Mr McAllister“, sagte Stephanie leise und ging ins Zimmer. „Sind Sie wach?“

Keine Antwort.

Zögernd ging sie weiter und war nach einigen Schritten nahe genug am Bett, um den Mann zu berühren. Leicht legte sie ihm die Hand auf die Brust. „Mr McAlli...“

Der Mann zuckte zusammen, stöhnte laut und sagte heiser: „Verschwinden Sie!“ Dann rutschte er tiefer unter die Decke.

„Ich muss heute Nacht hierbleiben“, erklärte Stephanie. „Das wollte ich Ihnen nur sagen. Ist es Ihnen recht?“

Zuerst dachte sie, er hätte sie nicht gehört. Als sie sich gerade umdrehen wollte, streckte er den Arm unter der Decke hervor, den Daumen nach oben gewandt. Dann ließ er den Arm schlaff über die Bettkante hängen.

„Danke“, flüsterte Stephanie, verließ leise das Zimmer und schloss die Tür.

Aus dem Nebenraum holte sie eine Decke und ein Kissen, ging damit zurück ins Wohnzimmer und richtete auf dem Sofa ein Bett her.

Dann erkundete sie das Erdgeschoss, weil sie das Bad suchte, und entdeckte eine modern eingerichtete Küche, ein Esszimmer, ein behagliches Fernsehzimmer und endlich ein Gäste-WC.

Sie wusch sich flüchtig, putzte sich die Zähne und zog ein knielanges rotes T-Shirt als Nachthemd an. Nachdem sie das Haar im Nacken zusammengebunden hatte, ging sie wieder ins Wohnzimmer zurück und knipste unterwegs alle Lampen aus, bis auf die auf dem Couchtisch. Bevor Stephanie sich unter die Decke kuschelte, wollte sie auch die Lampe neben sich ausknipsen, aber sie zögerte nervös, als sie sah, wie unheimlich die Schatten im Zimmer wirkten. Sie lagen auf den Orientteppichen, den hohen Bücherregalen, den weich gepolsterten Sesseln ... und dem großen, düsteren Ölbild, das ihr einen Schauer verursachte.

Hier ist es wie in einem Gruselschloss, dachte sie beklommen.

Und bevor sie einschlief, war ihr letzter Gedanke: Sollte der Mann oben doch ein verrückter Mörder mit einer Axt sein, dann hoffe ich nur, dass die scharf und mein Ende rasch und schmerzlos ist.

War das eine fürchterliche Nacht gewesen! Damian McAllister drehte sich auf den Rücken und blickte müde zur Decke. Halluzinationen waren ja eine Sache – er hatte sie schon mehrmals bei hohem Fieber erlebt –, aber Halluzinationen wie die in den vergangenen Stunden waren etwas anderes. Sie waren ihm so wirklich und greifbar erschienen wie die Matratze, die er unter sich spürte.

Sicher, er war daran gewöhnt, zur Weihnachtszeit Albträume zu haben. Sie hatten ihn schon als Kind gequält. In den vergangenen fünf Jahren waren sie allerdings schlimmer geworden, seit ...

Mit bebenden Fingern strich er sich über die Lider.

Denk nicht daran, ermahnte er sich und verdrängte mühsam die Erinnerungen.

Er schob die Decke beiseite und stand auf. Seine Knie waren so weich, dass er Angst hatte umzusinken, aber er

schaffte es ins Badezimmer.

Dort stützte er die Hände auf den Waschtisch und betrachtete sich finster im Spiegel.

„Ach, du lieber Himmel!“, sagte Damian leise. Er sah aus wie ein steckbrieflich gesuchter Verbrecher: das schwarze Haar war völlig zerzaust, Bartstoppeln bedeckten das Kinn, und die Augen waren blutunterlaufen.

„Ich brauche dringend eine Dusche und eine Rasur“, sagte Damian. Allerdings war er sich ziemlich sicher, er würde in der Duschkabine zusammenbrechen. Zuerst musste er etwas in den Magen bekommen, am besten schönen, heißen Kaffee.

So sehr sehnte er sich nach einer Tasse Kaffee, dass er hätte schwören können, er würde den aromatischen Duft frisch gekochten Kaffees wahrnehmen ...

„Und der Sturm, der seit gestern den Nordosten Vermonts heimsucht, zeigt keine Anzeichen dafür, sich abzuschwächen.“

Verdammt! Stirnrunzelnd schaltete Stephanie das Radio aus, das sie zehn Minuten zuvor eingeschaltet hatte, als sie in die Küche gekommen war. Sie goss sich eine Tasse Kaffee ein und ging damit zur verglasten Terrassentür. Starr blickte Stephanie nach draußen. Die Mühe hätte ich mir sparen können, dachte sie bedrückt. Man sah nur dichtes Schneetreiben. Dass Mr Grantham bei dem Wetter einen Wagen schickte, war so unwahrscheinlich wie ein Ausflug zum Mond.

Da saß sie nun in diesem einsam gelegenen Haus fest mit einem ...

„Oh, hallo und guten Morgen!“

Stephanie wirbelte herum und blickte mit großen Augen den Mann an, der an der Küchentür stand und sich mit

beiden Händen am Türrahmen abstützte. McAllister. Falls er tatsächlich McAllister war ...

Er trug dieselben Jeans wie nachts. Außerdem sah er noch genauso finster aus ... wie Amerikas meistgesuchter Verbrecher. Aber wenigstens hielt er keine Axt in der Hand.

Allerdings würde er keine Waffe brauchen, um mich zu überwältigen, dachte Stephanie und ließ den Blick über seine muskulösen Arme, die dunkel behaarte Brust und die kräftigen Schenkel gleiten.

Schließlich blickte sie ihm ins Gesicht und stellte fest, dass er interessiert ihre Beine betrachtete. Sie trug noch das kurze Nachthemd, denn es war so früh am Morgen, dass sie sich sicher gewesen war, sie könne erst mal ungestört eine Tasse Kaffee trinken, bevor sie duschte und sich anzog. Das war ein Fehler gewesen.

„Ich falle Ihnen nur ungern zur Last“, sagte Stephanie. „Aber Sie haben mir gestern Nacht erlaubt hierzubleiben.“

„Sie existieren also wirklich.“ Um seine Lippen zuckte es.

„Wirklich?“, wiederholte Stephanie verwirrt.

„Ja, ich dachte, Sie wären Frau Weihnachtsmann.“

Ungläubig zog sie die Brauen hoch.

Er ließ die Arme sinken und lehnte sich schwer gegen den Türrahmen. „Sie hatten nämlich einen roten Mantel an, eine rote Mütze mit weißem Rand auf dem Kopf, und Sie hielten einen Sack mit Spielzeug in der Hand.“

„Ach so.“ Stephanie lachte leise. „Das war kein Sack, sondern meine Reisetasche. Den Teddy habe ich nur oben auf meine Sachen gesetzt, und dann ging der Verschluss nicht mehr ganz zu.“

Ihr Gastgeber rieb sich die Brust und gähnte, wobei er perfekte Zähne sehen ließ. „Nach dem Aufwachen dachte ich, ich hätte letzte Nacht an Halluzinationen gelitten, aber jetzt sehe ich, dass das nicht stimmt. Und Ihr

Rentierschlitten ... ich meine, Ihr Auto steckt in einer Schneewehe fest?“

„Ja. Als ich den Hügel hinunterfuhr, ist der Wagen ins Schleudern geraten und neben Ihrer Auffahrt von der Straße in den Schnee gerutscht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erleichtert ich war, als ich das Haus hier entdeckte und sah, dass alle Lampen brannten, was ja bedeutete, dass jemand da war. Aber dann geriet ich in Panik, als ...“

„Ich so lange brauchte, um die Tür zu öffnen“, beendete er den Satz. „Irgendwie erinnere ich mich schwach daran, Ihnen gesagt zu haben, Sie sollten sich wie zu Hause fühlen.“ Er blickte auf die Kaffeetasse in ihrer Hand. „Wie ich sehe, haben Sie mich beim Wort genommen.“

Stephanie wies auf die zweite Tasse auf dem Tisch. „Gleich wollte ich Ihnen Kaffee ans Bett bringen.“

„Wenn ich das gewusst hätte!“, erwiderte er amüsiert.

Flirtet er etwa mit mir? fragte sich Stephanie. Lieber Himmel, das hatte ihr noch gefehlt! „Sahne und Zucker?“

„Nur Sahne, bitte.“

Er ging auf den Tisch zu, fing aber unvermittelt zu schwanken an.

Besorgt musterte Stephanie ihn. „Sind Sie okay? Sie sehen aus, als ...“

Plötzlich gaben seine Knie nach. Sie eilte zu ihm und versuchte, ihn zu stützen. Wie ein kleines Boot, das einen riesigen Dampfer aufzuhalten versucht, dachte sie, als er schwer gegen sie sank und Halt suchend den Arm um ihre Schultern legte.

„Ich hätte im Bett bleiben sollen“, brummelte er.

„Dann bringe ich Sie nach oben“, bot Stephanie, stoßweise atmend, an. Sein Gewicht drückte sie fast nieder. „Kommen Sie.“

Sie wollte ihn zur Tür führen, aber er ging in die entgegengesetzte Richtung los. Dann verlor er das

Gleichgewicht, und sie war nicht in der Lage, ihn aufrecht zu halten. Gemeinsam taumelten sie durch die Küche und stießen schließlich neben der Tür heftig gegen die Wand.

Dort blieben sie, wie in einer innigen Umarmung, stehen.

Stephanie spürte seinen unregelmäßigen Herzschlag, sein raues Haar und die feinen Schweißperlen auf seiner glatten Haut, und blickte rasch zu ihm auf.

Er hatte den Kopf an die Wand gelehnt und sah sie aus halbgeschlossenen Augen an. Seine Wimpern waren beneidenswert dunkel und dicht.

Stockend sagte er: „Sie sind ein hübscher Anblick.“

Beim Sprechen schloss er die Augen, und Stephanie erkannte, dass er kurz davor war, ohnmächtig zu werden.

„Sie sind alles andere als ein hübscher Anblick“, erwiderte sie und zog seinen Arm fester um ihre Schultern.

Ihr Gastgeber lachte heiser. „Das ist wahr.“

„Kommen Sie ins Wohnzimmer, und legen Sie sich aufs Sofa.“

„Ich will in mein Bett.“

„Das schaffen Sie nicht. Um Himmels willen, tun Sie doch einfach, was ich Ihnen sage.“

„Jawohl, Gnädigste.“

Sie stolperten gemeinsam ins Wohnzimmer, und sie führte ihn zum Sofa. Bevor er darauf sank, zog sie rasch die Decke weg. Sein Kopf fiel schwer aufs Kissen.

„Decken Sie mich zu“, bat er mühsam. „Mir ist eiskalt.“

Stephanie war froh, ihn zuzudecken, denn sie hatte noch nie einen so gut gebauten Mann gesehen, und sie wäre sich wie eine Voyeurin vorgekommen, wenn sie ihn länger betrachtet hätte. Einen kurzen Blick wagte sie aber doch, bevor sie ihn zudeckte.

Er ist überhaupt nicht mein Typ, dachte sie. Sein Haar war ein bisschen zu lang, sein markantes Gesicht unrasiert, und er war kräftig und muskulös. Wahrscheinlich ein rauer,

ungehobelter Naturbursche ... aber er schien doch harmlos zu sein.

„Soll ich Ihnen den Kaffee bringen?“, fragte Stephanie und merkte dann, dass er bereits schlief.

Erschöpft von der Anstrengung, ihn zum Sofa zu lotsen, setzte sie sich in einen Sessel und blickte ihren unfreiwilligen Gastgeber nachdenklich an.

Warum war er hier allein? Ausgerechnet zu Weihnachten, dem schönsten aller Familienfeste?

Sie konnte es kaum noch erwarten, endlich nach Hause zu ihren Angehörigen zu kommen.

Aber dieser Mann hielt nichts von Weihnachten. Das hatte er ihr ja am Vorabend unmissverständlich gesagt.

Warum machen Sie sich nichts aus Weihnachten? hätte sie den Unbekannten am liebsten gefragt.

Sogar im Schlaf wirkte er abweisend und unzugänglich. Das lag an den senkrechten Falten zwischen den Brauen, die tief eingekerbt zu sein schienen. Wie magisch angezogen, blickte sie unwillkürlich auf seine Lippen. Sie wirkten fest und sinnlich zugleich.

Stephanie seufzte.

Er bewegte sich, sagte halblaut etwas, das wie „Ashley“ klang, und schlief weiter. Erst mittags wachte er wieder auf.

Damian erinnerte sich, der jungen Frau morgens gesagt zu haben, sie sei hübsch. Das war nicht ganz richtig gewesen. Er betrachtete sie nun, ohne dass sie es merkte. Sie saß ihm gegenüber auf dem anderen Sofa und las in einem Magazin. Inzwischen hatte sie einen smaragdgrünen Pullover und eine dunkelblaue Stretchhose angezogen und das lockige Haar mit einer smaragdgrünen Schleife zusammengebunden. Er betrachtete das fein geschnittene Gesicht, den schön geschwungenen Mund und das dunkelbraune Haar mit dem rötlichen Schimmer. Sie ist